

(Nachdruck verboten.)

Die Badereise der Familie Hellvik.

16] Von Alfred af Hedenstjerna.

Onkel Gustav, der von der Seite nach ihr hinschielte, bemerkte ein wenig bissig:

„Gute N... N... Neuigkeiten von zu Hause?“

„Sie können gut sein, auch wenn sie nicht von zu Hause kommen, lieber Gustav.“

„So ist D... D... Deine b... b... brave Oberstin vielleicht auf der Heimfahrt?“

„Dieser Brief hier ist aus Westervik, Gustav.“

„Ich weiß nicht, d... daß Du da B... B... Bekannte hast!“

„Nein, aber Du hattest Lust, uns dort welche zu verschaffen.“

„Emma!“

„Onkel Gustav!“

Sie waren beide aufgestanden und sahen einander wie zwei richtige zornige Truthähne an; aber dann lachte Frau Hellvik wieder auf, faßte den Alten unter und zog ihn erst in den Park hinaus und dann in einen wenig begangenen Waldsteig.

„W... W... Was willst D... D... Du eigentlich?“

Leuchte Onkel Gustav; aber die Schwägerin lief immer weiter. Schließlich gelangten sie zu einer Bank tief im Walde, wo kein Mensch zu sehen und zu hören war. Da setzte Frau Hellvik sich hin und zog den Schwager neben sich nieder, guckte ihm gerade ins Gesicht und sagte:

„Höre, Gustav, glaubst Du, daß Albert und ich und unsere Kinder Dich lieb haben, Du alter Hansnarr?“

„Ja, in Eurer W... W... Weise!“

„Glaubst Du, daß uns mehr an Deinem Geld, als an Dir liegt? Glaubst Du, daß wir jeden Heller berechnen, den Du ersparst, und Dir keine Freude für Dein Geld gönnen wollen, wenn Du Dir welche verschaffen kannst?“

„Aber I... liebe Emma!“

„Glaubst Du, wir hätten Dir das Glück eines eigenen Heims mißgönnt, nur damit unsere Kinder Dich beerben können? Besinnst Du Dich noch auf die kleine Schwägerin von Probstens, jenes gute, nette zwar vierzigjährige Mädchen, das aber nur wie fünfundsanzig ausah? Ich lud sie vor einigen Jahren im Sommer zu uns ein, weil ich glaubte, sie paßte für Dich, und es hätte sich so hübsch arrangiren lassen. Die wolltest Du aber nicht haben, obgleich ich genau weiß, daß sie Dich viel glücklicher gemacht hätte, als Du es verdienst, und damals wäre es für Dich vielleicht noch Zeit gewesen! Und schwieg ich nicht ganz artig in jenem Sommer, da Du davon phantastirtest, ein Kinderheim bauen und dotiren zu wollen! Ich dachte, meine Kinder oder die Anderer, das läuft schließlich auf eins hinaus.“

„Ja, Du bist eine gute Frau, Ennmachen, das weiß ich ja,“ sagte Onkel Gustav, ohne zu stammeln und drückte die Hand seiner Schwägerin.

„Ich bin nicht schlechter, als die Leute es meist sind; aber daß Du, der sein ganzes Leben lang sich nicht um Frauenzimmer gekümmert hat, plötzlich ganz verrückt hinter diesen Møller's her bist... Ich komme bald zu der Meinung, es war ein Unglück, daß wir hierher gingen. Gott weiß, ob Dir hier die Lust bekommt, Gustav?“

„M... M... Møller's sind dort... t... treffliche Menschen Emma.“

„Das sind sie eben nicht, Gustav!“ Ich habe mit großer Mühe Auskunft über diese Leute eingeholt. Ich sage Dir, sie sind... aber warum soll ich Dich damit kränken?! Der Zufall hat mich begünstigt und mich in die Lage versetzt, Dir viel einfacher und schneller die Augen zu öffnen... Dies!“

Und damit reichte sie ihm das Papier hin, das Frau Møller auf der Veranda aus der Tasche verloren hatte.

Onkel Gustav überflog mit erschrecktem Blick und erbebender Seele folgende Zeilen:

„... Es ist zu köstlich, Malvinchen, unglaublich köstlich, daß Ihr solch' einen alten Prachtkerl aufgebabbelt habt! Was

thut es denn, daß er häßlich ist! Ihr werdet ja nicht bis in alle Ewigkeit sitzen und ihn anbeten, denke ich. Und sein Stammeln hat wohl noch weniger zu bedeuten, er wird wohl nicht so oft etwas zu sagen haben, der Arme. Aber beschleunigt die Sache, das sage ich Euch, laßt den Alten nicht zu lange im Salzbad herumplanschen und Gesundbrunnen saufen, denn dann kann es schwer werden, mit ihm auszuhalten, wie Eugenie Wimmermark gestern sagte, als ich ihr erzählte, welch' prächtigen Gang ihr dort unten in Gesundbrunn gemacht habt...“

„Pf... pf... pf... pfui Teufel!“ rief Onkel Gustav und begann langsam wieder zum Bade zurückzuschreiten.

„Höre, Emma“, fuhr er dann schnell fort, verstummte aber und sah die Schwägerin an.

„Was giebt's?“

„D... Da... Davon reden wir nicht mehr!“

„Nein, niemals!“

„D... D... Du glaubst doch wohl n... n... nicht, daß ich jemals b... b... beabsichtigt habe, Ernst aus der S... S... Sache zu machen?“

„Natürlich nicht!“

„S... s... siehst Du, ich w... w... wollte die Kleine nur zum N... arren machen.“

„Hahaha! Du bist ein Schelm, Onkel Gustav!“ sagte Frau Hellvik, die bereitwillig alles that, um den ehrenvollen Rückzug ihres lieben Schwagers von seinem ersten und letzten Einfall ins Land Arkadien zu deden. —

Aber im Lande Arkadien sind der Touristenverkehr und die Einzüge sehr zahlreich. Ach, warum müssen die „Auszüge“ es auch sein! Um dieselbe Zeit, da Onkel Gustav die Thüre hinter sich für immer zuschlagen hörte, zog ein anderes Paar dort ein.

Herr F. H. Nilsson und Fräulein Anna Hellvik waren tiefer und tiefer in den Wald hineingegangen, als sie den mütterlichen Augen der Frau Hellvik entchwanden, so daß Anna schließlich stehen blieb und darüber nachsann, ob sie nicht „allein mit einem Herrn“ zu weit gegangen wäre.

Aber da begann Herr Nilsson, der bisher ungewöhnlich schweigsam gewesen war, plötzlich interessant zu werden. Er sah seiner schönen Begleiterin gerade in die treuherzigen, blauen Augen hinein und sagte, freilich etwas plötzlich, aber im übrigen mit weit größerer Klarheit und so zusammenhängend, wie es sonst bei einem Gespräch dieser Art wohl kaum üblich ist:

„Wenn meine Person, meine materielle Stellung und mein vergangenes Leben kein Hinderniß bilden, könnte ich dann zu hoffen wagen, daß Sie meine Gattin werden wollen, Fräulein Hellvik?“

Anna Hellvik hatte keine praktische Erfahrung darin, wie eine Werbung stattzufinden pflegt, aber infolge der Andeutungen von Fremdbinnen und ihrer belletristischen Studien nahm sie an, daß Herr Nilsson's Erklärung sich durch einen ungewöhnlichen Grad von Klarheit und Ruhe auszeichnete.

Aber sie liebte ihn wirklich. Er hatte längst einen hundert Mal größeren Platz in ihrem Herzen erobert, als der kleine Pfarrer Fridolin, den er daraus vertrieben und dem nur gestattet gewesen war, die Thüre auf ein kleines Spaltchen zu öffnen, und auch das eigentlich nur, weil kein anderer da war, der das hätte thun können.

Darum sagte sie nicht nein, lief auch nicht davon. Und noch weniger sagte sie natürlich ja. Die meisten Mädchen verheirathen sich ja, ohne es zu sagen.

Sie schwieg und blickte zu Boden. Da stand eine Bank, und auf diese setzten sie sich.

Anna Hellvik war unschuldiger als die meisten Mädchen in ihrem Alter, hatte aber doch eine Ahnung, daß, wenn man eine solche Frage schweigend und im großen Ganzen wohlwollend angehört hat und sich still neben den Fragesteller setzt, etwas... hm... etwas Merkwürdiges geschehen muß, was einem anständigen Mädchen sonst noch niemals widerfahren ist.

Aber Herr Nilsson that nichts dergleichen; er sah sie nur mit einem Blick voll inniger Liebe an und begann dann wieder klar und deutlich zu reden:

„Ich hätte diese Frage nicht an Sie gerichtet, wenn ich selbst etwas Beleidigendes darin finden würde; aber für den

Fall, daß Ihre Eltern z. B. darüber anders denken sollten, möchte ich Ihnen Einiges von mir selbst mittheilen.

Ich bin aus so guter Familie, wie Sie; aber die Verhältnisse haben mir nicht gestattet, den Traditionen meines Geschlechts zu folgen. Ich besitze Kenntnisse, die im allgemeinen ihrem Besitzer das Recht geben, sich einen gebildeten Mann zu nennen; aber ich habe sie in dienender Stellung ausgenutzt. Jetzt besitze ich ein Vermögen, daß unter normalen Verhältnissen die sichere Existenz einer Familie ermöglicht; aber der Grundstock dieses Vermögens ist durch — Trinkgelder geschaffen.

Fräulein Hellvit! Der Mann, der Sie um Ihre Hand bittet, ist ein — Kellner!

„Mein Gott! . . . Ein Kell . . . ner!“

Man kann nicht behaupten, daß in Anna Hellvit's Ton sich eine besondere Achtung für den Stand des Herrn Nilsson aussprach; aber es war doch vorwiegend die Angst davor, was Mama sagen würde, daß der Mann, den sie liebte, seinen Verstand verloren hatte, denn so thöricht kamen ihr seine Worte vor.

„Meine Geschichte ist in Kürze die folgende: Mein Vater hantierte nicht mit Flaschen — wenigstens nicht im Dienste. Nilsson hieß er nicht, sondern Nils Silbergrub. Das ist mein Name; ich kann ihn jeden Tag wieder annehmen, es ruht kein Flecken darauf, kein Fehl, Fräulein Hellvit! Mein Vater starb, und meiner Mutter und meinen Geschwistern drohte die bitterste Noth — mir nicht, denn ich hatte bereits das Studentenzugband bestanden. Aber ich konnte die Meinigen nicht hungern sehen; ich mußte etwas unternehmen, was schnell Geld einbrachte. Das ist nur durch Trinkgelder zu erreichen, wenn man sie in genügender Menge bekommt und so wurde ich — Kellner, Kellner und Billardmarqueur! Nur im Auslande, Fräulein Hellvit, nur im Auslande, wenn das die Sache etwas mildert. Ja, ja, ich habe auf dieses nachlässige „Nst“ hören müssen, ich habe um Trinkgelder Verbeugungen gemacht; aber — meine Mutter starb in einem guten, warmen Zimmer, und meine Schwestern sind gerade so feine Damen, wie Sie, Fräulein Hellvit . . .“

Es begann in Anna Hellvit's Augen feucht zu schimmern, und sie brannte vor Verlangen, die Arme um seinen Hals zu schlingen. Aber da er so steif wie ein Stock dasaß . . . Die Männer sind manchmal wohl furchtbar wunderbar!

„Ich sagte das Schlimmste gleich zuerst. Nun springe ich längst nicht mehr von Tisch zu Tisch; es ist sehr lange her, daß ich das aufgab. Ich habe Geschäfte gemacht und Geld gemacht, ich bin Hofmeister gewesen und ein sehr feiner Herr; aber ich meinte, es wäre am besten, mit dem Anfang zu beginnen. Sehen Sie, ich hielt es nicht für richtig, mich Ihnen als Hotel-Direktor — das bin ich jetzt — vorzustellen, und dann, früher oder später, herniedersteigen müssen und Ihnen zeigen, welchen Weg ich habe machen müssen.“

Ja, Schlimmeres liegt nicht vor, aber Thatsachen können auch nicht fortgeleugnet werden. Und nun wiederhole ich meine Frage: „Wollen Sie meine Frau werden? Ihr Ja würde mich sehr glücklich machen, denn ich habe Sie unendlich lieb gewonnen und habe zu viel von der Welt und von den Frauen gesehen, um hoffen zu können, daß ich zweimal in meinem Leben auf meinem Wege einem Weibe begegnen sollte, dem ich das Beste meiner Seele und mein ganzes Herz zu eigen geben könnte. Ihr Nein würde mich nicht in dem gewöhnlichen romantischen Sinne „unglücklich“ machen; dazu bin ich zu alt, ich habe dafür zu viel durchgemacht und gelitten. Aber es würde mich wieder in den Kampf hinausstoßen, es würde mich zwingen, ohne Ziel zu ringen und ohne Freude zu siegen. Wollen Sie mich wieder in die Welt hinausjagen?“

„Nein!“ flüsterte Anna Hellvit leise, aber doch völlig hörbar.

Denjenigen Freiern, die aus Prinzip es auf eine andere Antwort, als die des Rufes absehen, kann ich die indirekte Art, zu fragen, empfehlen. Vermag ein Mädchen ohne Risiko „nein“ zu antworten, wenn es „ja“ bedeutet, dann zögert sie niemals.

Und dann . . . dann ging es gerade wie bei einer gewöhnlichen erfolgreichen Werbung zu, und Anna Hellvit's Erwartungen wurden mehr als erfüllt. Man wird selten einen Hotel-Direktor finden, der zu blöde ist, um zu „nehmen“.

Als Anna Hellvit an diesem Abend in Villa Nr. 7 zu Bett ging, war sie weit klüger und unterrichteter als ein paar Stunden vorher.

Sie wußte, was der mythische Herr Nilsson für ein Mann war; d. h. sie glaubte zum mindesten es zu wissen, wie wir alle es an unserem Verlobungsabend von unserer anderen Hälfte glauben.

Und ferner wußte sie, wie es ist, wenn um einen erworben wird. Hätte man sie darüber befragt, hätte sie, wenn sie sich an die Wahrheit halten wollte, nur sagen können, daß es „unbeschreiblich schön“ wäre, aber „etwas umständlicher“, als sie es sich gedacht hatte. Na, meist geht es ja auch rascher.

Sie wußte sogar, was das F. S. vor dem Namen Nilsson in der Kurliste bedeutete.

Er hatte es ihr zwischen ein paar Küßen gesagt.

Das bedeutete Franz Henrik, und der erste dieser beiden Namen lehrte während der Zulinacht, die diesem wunderbaren Tage folgte, häufig in Anna Hellvit's lebhaften Träumen wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Lustspiele.

In Paris hat jüngst ein Kunststricker gesagt, daß man es in diesem Halbjahr bereits auf mehr als zwanzig Premieren gebracht habe. Denkt man dabei an den großhändlerischen Theaterebetrieb Berlins, so ist das verhältnismäßig wenig, und dabei sollen uns noch zwei dramatische Gesellschaften beglücken, von denen die eine frisch, frank und froh sich zunächst an Aristophanes „macht“. Ein manierlicher Aristophanes, dem vielleicht aus sittenpolizeilichen Gründen die dreiftesten Jynismen ausgebrochen worden sind, das kann ein Genuß werden! Zwanzig Pariser Premieren bedeuten freilich mehr Arbeit für das Theater, als eine entsprechende Zahl von Berliner Vorführungen. Das macht der größere kunstgewerbliche Fleiß, die traditionelle größere Solidität, die von Kennern französischer Theaterzustände bereitwillig anerkannt wird. Die Theaterschriftstellerei ist arg zurückgegangen, wenn das spielerisch-ammuthige Werk von Cyrano der literar-poetische Hauptgewinn der letzten Jahre werden konnte. Aber die gute Eigenschaft ist zum großen Theil noch erhalten geblieben; man arbeitet, man feilt sorgfamer, man hält mehr Proben, als bei uns, bis das Bühnenbild ausreift. Das ist im allgemeinen gesprochen, und hat mit der oder jener besonderen Theaterdirektion, die etwa in Paris lottriger, in Berlin sauberer schaffen könnte, nichts zu thun.

Die stupende Massenhaftigkeit in Berlin, die reichere städtische Gliederung Deutschlands und Oesterreichs mit dem Markt-Vorort Berlin, der Bestand von Theatern, die manchmal in einem Halbjahr ihr Genre völlig zu ändern gezwungen sind, unterstützen den Gang zur loderen Arbeit. Viel und billig, kann man ein bekanntes Wort variiren.

Das zeigte wieder die Weihnachtszeit mit den Lustspielen, die sie brachte. Als jynisches Bekentniß, wie der Massen und Markt-betrieb auf die geistigen Arbeiter zurückwirkt, hat vielleicht die Komödie „Die Lustspielfirma“ von Wather und Stein, die am Schauspielhaus gegeben wird, einigen Werth.

Wather und Stein machen sich über sich selbst, über ihre eigene Firma lustig; und das ist immerhin etwas in einer sonst durchaus banalen Komödie. Sie beden ganz ungenirt auf, wie die Firmen- und Handelsskizzen entstehen und wie das „Geschäftchen“ zwei Gesellschafter, die auseinander streben, wiederum zusammenführt. Der Wiener Jynifer Rejroy hat einmal den Ausspruch: „I mag tan Vorbeer; net in der Supp“ und net am Kopf!“ Solche galligen Worte können unsere guten Firmendichter freilich nicht prägen, aber angedeutet ist das modische Geschäftsprinzip, mit dem Publikum frivo! umzuspringen.

Eine gewisse Meisterschaft in dieser frivolen Manier hat Oskar Blumenthal erlangt, Deutschlands beliebtester Bühnenschriftsteller, der in den jüngsten Jahren mit der Zahl von Auführungen seiner Stüde Shakespeare sammt Schiller, Ibsen sammt Hauptmann schlägt. Gegenwärtig deutet er die landschaftlichen und städtischen Verschiedenheiten Deutschlands aus und für das jüngste Opus, den Mathias Gollinger, der im Lessing-Theater aufgeführt wird, hat er sich den Münchener Rechtsanwalt Vernstein zum Firmen-Kollegen ausersehen. Berlin und München sollen nämlich gegensätzlich geschildert werden.

In Wahrheit handelt es sich nicht um Berlin und nicht um München. Längst sind beide Großstädte über die typischen Vorstellungen hinausgewachsen, die in den Köpfen der Bequemlichkeits-philister hüben und drüben spulen. Aber das Geheimniß der Blumenthal'schen Erfolge liegt wesentlich darin, an Vorstellungsreihen anzuknüpfen, die dem Dämmsten geläufig sind, weil sie veraltet und von der Wirklichkeit überholt sind. Kein Strich oder Phryg in Deutschland, das nicht über Blumenthal's „Großstadtluft“ lachen dürfte! Natürlich. Die Kleinstadt in der Form, wie sie da verspottet wird, giebt's eben nicht mehr.

Im Gollinger stoßen die überlegene, scharfsgeistige Intelligenz von Spreetather und die gutmüthig-sentimentale, aber tappische Bier-ehrlichkeit von der Isar gegeneinander. Aber zum Schluß giebt's

doch einen harmonischen Klang. Schon um den Lustspieltitel zu rechtfertigen. Herr Gollinger ist Altmünchener Brauer von echtem Schrot und Korn, seine Tochter, die Nesi, heirathet nach Berlin, und so kommt der alte Gollinger auch einmal nach der Kaiserstadt. Aber dort geht's ihm schlimm, denn er hat zwar ein sehr gutes Gemüth, aber, „nöt' recht hell is er auf der Platten“ (der Glase). Im raffinierten Berlin macht er, der als Biedermann gewohnt ist, sein Herz auf der Zunge zu tragen, Dummheit auf Dummheit, bis er unwirrig und gekränkt mit seiner Tochter das Haus des preussischen Schwiegerjohnes verläßt. Die liebe Nesi holt sich der Schwiegerjohn aus Liebessehnsucht, und der alte Gollinger, der nun einmal nicht verpflanzt werden kann, bleibt daheim.

Das Rezept zu dem Lustspiel ist ziemlich einfach: Der Münchener, im Geist nicht sehr vorgeschritten, aber solide und kernbrav; der Berliner trotz seiner Gerissenheit auch gerade kein Lump, aber leicht zu gesellschaftlicher Heuchelei geneigt, ein Maskenträger und verlogen, wenn es vorwärts zu streben gilt. Sie haben beide ihr „Klappst“ weg, aber an ihren gegenseitigen Vorzügen können sie sich erbauen.

Im Lessing-Theater gefiel der erste Akt, in dem sich der Gollinger, sein Spezi und die Berliner herumbeihen. Als die Geschiedten einen immer sentimentaleren Anstrich gewannen, rührte sich die Opposition, und der Weisfall wurde larger. Vielleicht war Herr Klein mit daran schuld; er wollte den Gollingerthypus durchaus wie eine Gestalt aus der schweren Charakterkomödie fassen.

Der Vollständigkeit wegen sei noch eines „Lustspiels“ gedacht, das einen Berliner Maler Katsch zum Verfasser hat und im Belle Alliance-Theater gespielt wird. Es heißt „Sein Patent“ und lebt von der forcirten Lustigkeit, die mit ihren Gewaltthaten immer noch ihre Freunde findet. Ein Ehemann hat Heimlichkeiten. Denen spürt die eifernde Frau nach und kommt dabei in allerlei Pöfensituationen. Zum Schluss kommt die Aufklärung. Die heimlichen Schritte des Mannes galten „seinem Patent“, seiner Erfindung, die er vor jedermann, also zunächst vor seinem Weibe, schützen wollte. — ff.

Kleines Feuilleton.

„Sprechende“ Statuen im alten Egypten. Die alten Egypter unternahmen nichts, weder in kleinen Privatangelegenheiten, noch im staatlichen Interesse, ohne vorher von ihren Göttern Rath zu holen. Der Gott, der in einer Statue verkörpert war, zeigte dabei auf sehr verschiedene Weise an, was er den Rathsuchenden zu sagen hatte: er schiedte prophetische Träume, er sprach mit geheimnißvoller Stimme, er offenbarte seinen Willen in verschiedenartigen Geräuschen oder durch Bewegungen und durch Zeichen. Sehr interessant ist nur, was G. Maspero über die Methoden mittheilt, mittels derer die Priester sich solche Antworten zu verschaffen wußten. Vor allem waren es die Statuen, von denen man leicht die Antworten, die man haben wollte, erhalten konnte. Man hatte Götterbilder, die ausgesprochen zu diesem Zweck hergestellt waren; sie waren meist aus Holz, bemalt oder verguldet wie die gewöhnlichen, aber aus einzelnen Stücken zusammengesetzt und beweglich. Die Arme konnten sich heben und senken, derart daß die Hand sich auf einen Gegenstand niederlassen und ihn zurückhalten oder davonkommen lassen konnte. Das Haupt drehte sich auf dem Halse, konnte zurückgeworfen werden und fiel dann wieder zurück. Nirgends aber finden sich Andeutungen, daß auch die Beine beweglich waren, das Gehen möglich zu machen war jedenfalls zu schwierig. Daß es auch Statuen gab, die durch Sprechen und zwar lautes und verständliches Sprechen die Meinung des Gottes kundgaben, dafür liegen in den Inschriften der Monumente aus der großen thebanischen Zeit und der darauf folgenden Epoche zahlreiche Beispiele vor. Da es natürlich die Statuen nicht von selbst thun konnten, so mußte wohl einer da sein, der es für sie that. Zu der That gab es in den ägyptischen Tempeln einen Priester oder vielmehr eine Klasse von Priestern, der es oblag, diese Operationen auszuführen. Ihr Amt wurde keineswegs geheim gehalten, sondern sie übten es unter aller Augen aus. Sie hatten ihren bestimmten Platz bei den Zeremonien, bei den Prozessionen; jedermann wußte, dieser Priester war die „Stimme“ des Gottes oder seine „Hand“ oder daß er im geeigneten Augenblick an der Schnur zog, um das Haupt des Gottes in Bewegung zu setzen. Man fragt sich natürlich, wie es unter diesen Umständen möglich war, daß jeder Einzelne in die Rathschläge, die ihm so gegeben wurden, Vertrauen setzen konnte. Alle, die hierbei eine Rolle spielten, waren indessen von früher Jugend an dazu erzogen, zu glauben, daß die göttliche Seele die Natur belebte, und sie nahen diesen für sie lebendigen Götterbildern nur mit ehrfurchtsvoller Bewegung und Scheu. Jedesmal, wenn Gläubige den Dienst des Priesters in Anspruch nahmen, bereitete sich dieser durch Gebete und Zeremonien, die ihm die Würde seiner Handlung ins Gedächtniß riefen, zu seinem Amte vor. Hatte der Prophet seine Vorbereitungen getroffen und hielt sich nun in der Nähe des Götterbildes bereit, seine Stimme für dieses zu erheben oder es in Bewegung zu setzen, so zweifelte er sicher keinen Augenblick, daß der Gott jetzt in ihn herabsteigen und ihn inspiriren würde; er glaubte, daß eine fremde Macht sich seines Wesens bemächtigte und ihm die Worte in den Mund legte, oder daß sie seine Hand zog, die den

Faden hielt, wenn sich die Statue in Bewegung setzte. — Es ist selbstverständlich, daß all das in späteren Zeiten zu einem reinen Geschäft wurde. —

Musik.

Konzerte. Metropol-Theater. Am 18. d. M. schlossen die „Philharmoniker“ die Reihe ihrer populären Konzerte vor Weihnachten, reich wie immer an dargebotenem Material und an Gemüthlichkeit der Ausführung. Möchte doch Herr Rebeck vor allem rhythmisch bestimmter ins Zeug gehen, sein prächtiges Orchester nicht so laufen lassen und nicht — wie's diesmal z. B. besonders in der Einleitung zur „Freischiß“-Ouverture war — die Uebergänge von einem Takt zum andern zu einem Geheimmüß machen! Am besten gelingen in diesen Konzerten Stücke wie neulich die heitere, feisfreudige „Spanische Rhapsodie“ des auch in Deutschland durch die Oper „Gwendoline“ bekannten französischen Opernkompontisten Chabrier mit ihrem tollen Durcheinander. Unter den Solisten sei der Violinist Konzertmeister Värtich genannt. Nach den von ihm mit aller Eleganz gespielten, musikalisch so leeren „Hegentanz“-Variationen von Paganini bot die „Serenade“ von Haydn (d. h. das Andante cantabile aus dem Streichquartett op. 3 Nr. 5) in ihrer herrlichen Einfachheit eine wundervolle Erquickung und mußte wiederholt werden.

Am 21. war der fünfte Symphonie-Abend der königl. Kapelle, unter Weingartner („Beethoven-Abend“). Wir hörten in der Hauptprobe zunächst die beiden Ouvertüren „Coriolan“ und „Leonore“ Nr. 3. Die eigenartige klassisch-maßvolle Würde mit ihrer heroischen Energie des Mythos, wie wir sie an diesem Dirigenten kennen, kam hier wieder mächtig zum Vorschein: in der „Leonore“ u. a. durch wohlthuende Mäßigkeit des zum Ueberheßen verleitenden Allegro, im „Coriolan“ leider durch allzu arge Langsamkeit. In den Gesamtcharakter dieses Konzertes paßte der Klavierkünstler Leonard Borwid mit seinem Vortrag des Klavierkonzertes in C-moll völlig hinein. Wer etwa feinerzeit den ersten Satz dieses Konzertes von — ich glaube Arthur Friedheim fast ums Doppelte zu schnell spielen hörte, konnte über das ruhige Tempo, das diesmal genommen wurde, seine besondere Freude haben; auch das Finale kam maßvoll heraus, vielleicht allzu maßvoll. Dürfen wir die Klassizität einer solchen gesamteten Aufführung mit der ebenfalls „klassischen“ Art des Joachim-Quartetts vergleichen, so mag jene immerhin etwas mehr Kraft und Glanz enthalten, dürfte aber doch hinter dem feinen Schattenspiel dieser durchaus nicht „Modernen“ zurückstehen. — Das Publikum war (auch abends, wie berichtet wird) so entzückt, wie selbst in derartigen Konzerten selten.

Noch eine Sängerin und ein Sänger versuchten kurz vor Weihnachten ihr Glück. Jene war eine Inderin, Saffrah Pradjai, die aber, abgesehen von ihrem Namen und ihrem nur wenig angebräunten Teint, ganz als Europäerin vor uns trat, übrigens auch schon auf europäischen Bühnen gesungen hatte und das Deutsche anscheinend zur Genüge beherrscht. Ihr Auftreten, am 20. im Römischen Hof, war wohl nur ein Abstecher aus ihrem eigentlichen, dem dramatischen Gebiet in das ihr ziemlich fremde lyrische. In großen Räumen durch gelle hohe Töne und nicht zuletzt durch ihre mächtige Erscheinung zu wirken, wird ihr vermuthlich besser gelingen als im Konzertsaal, wo die verschiedenen Unvollkommenheiten sich leichter verrathen — auch wenn man erst, wie es neulich wohl sein mußte, eine kleine Heiserkeit abrechnet. Als die letzten Nummern eines sonst wieder recht unbrauchbaren Programms (dessen Text noch dazu weniger nachlässig sein konnte) kamen Moszkowski's „Schlaflied“, das später als Zugabe wiederholt wurde, und das vielleicht alles Vorhergehende überglänzende „Ständchen“ von R. Strauß. — Der Tenorist Paul Sylburg, der am 22. im Weststeinsaal vor einem nicht zahlreichen und nicht ebenfalls beifallslustigen Publikum — will sagen: ohne den Besitz einer Clique — sang, scheint uns zum theil ebenfalls mehr für Dramatisches als für Lyrisches zu passen; wenigstens dürfte sein pathetisches Losfahren auf Klaffenstellen eine solche Zwitterstellung andeuten. Auch sein stark barytonaler Tenor weist mehr dorthin als dahin, und sein nicht sehr gut tragendes Piano mag ebenfalls fürs Konzert bedauerlicher sein als fürs Theater. Zu seinen besten Eigenthümlichkeiten gehört wohl der leise bebende Ausdruck, mit dem er zum Beispiel Schumann's „Allmähig“ und Schubert's „Wetterfahne“ sang.

Unter den Programmnummern waren neu eine Serenade aus Mascagni's „Iris“ (vergleiche unseren Opernbericht in Nr. 250 vom 23. d. M.), die hübsch, aber auch nicht mehr war, und wohl auch die drei Kompositionen von Ludwig Landshoff aus Giraud's (von Hartleben überseht) „Pierrot lunaire“, die das Mythische daran gut wiedergaben. —

Im Metropol-Theater, dem früheren Theater Unter den Linden, gab es am ersten Feiertag einen Novitäten-Abend, so reich an Inhalt und an Erfolg, daß wir auch nur auf eine annähernd vollständige Nennung des Was und Wer verzichten müssen. Das an zweiter Stelle aufgeführte Tanzmärchen: „Die Engelsjäger“, dürfte eines der wenigen Ballette sein, die Phantasie und Vernünftigkeit vereinen; die an erster Stelle gebrachte Operette „Die Kleinen Michu's“ ist, gegenüber den sozujagen klassischen Leistungen der letzten Jahrzehnte auf dem Operettengebiet, eine Epigonenarbeit ohne beträchtlichen Kunstgehalt, aber für dieses unglaublich „dankebare“ Publikum ein glücklicher Griff. Die Kostüme in beiden Stücken sind allein schon eine Sehenswürdigkeit. Die größtentheils von der Rückwand des Zuschauerraums aus gelieferten „Beleuchtungseffekte“ müßten, wenn es schon bei dieser Unnatürlich-

fein bleiben soll, doch so weit gedämpft werden, daß sie nicht alle Illusion stören und den in diesem Licht spielenden Künstlern nicht die Augen zu Grunde richten. — Unter den in der Operette Mitwirkenden seien Marie Grimm-Einöds-hofer (a. G.) und Betty Stojan anerkennend hervorgehoben; die schauspielerische Kunst der letzteren könnte allein schon sowohl die Sehnsucht nach neuen Formen dieser dramatischen Gattung als auch den Wunsch erwecken, Fräulein Stojan möge noch bei Zeiten versuchen, ihre Singstimme zu retten, ehe sie völlig unerträglich wird. — sz.

Gesundheitspflege.

— Die Hygiene des Radfahrens. Wie andere Aerzte hat sich jetzt auch Professor Dr. Schott in Raunheim über den gesundheitlichen Werth des Radfahrens ausgesprochen. Er äußert sich wie folgt: Radfahren, Bergsteigen und Turnen verursachen immer eine bedeutende Steigerung der Herzthätigkeit und der Athmung und vermehren die Pulschläge. Dies führt je nach der Veranlagung in verschieden kurzer Zeit zu einer Vergrößerung des Herzens, welche sich aber im Ruhezustande nach einiger Zeit wieder zurückbildet. Nur bei übermäßiger Bewegungsarbeit oder wenn die Zahl der Pulschläge 140 in der Minute erreicht hat, tritt die Mißbildung der ausgedehnten Herzränder nicht immer ein, weshalb auch solche Menschen arg mitgenommen und sehr verfallen aussehen. Bezüglich des Radfahrens ist zunächst in betracht zu ziehen, daß dabei die Muskulatur fast des ganzen Körpers in Anspruch genommen wird. Bei ansteigender Fahrt pumpt sich der Radfahrer sehr rasch aus, und dies ist die Gelegenheit, wo es zu definitiven Dehnungen des Herzmuskels und deren Folgen kommt. Diese treten um so leichter ein, je älter der Fahrer ist und je weniger elastisch seine Arterien sind. Ferner ist wichtig, daß die subjektive Athemnoth, die beim Turnen und Bergsteigen gewissermaßen als Warnungssignal aufzutreten, beim Radfahren sehr verspätet oder gänzlich sich einstellt. Ursache hiervon ist der große Luftzug, der bei jeder Athmung dem Radfahrer mehr Oxygen zuführt als bei anderen Uebungen. Alles dies kann zu bedenklichen Konsequenzen für den Radfahrer führen. Im allgemeinen ist nur demjenigen das Radfahren zu empfehlen, dessen Herz, Gefäße und Lunge vollkommen intakt sind. Wer nach vollendeter Tour ordentlich essen kann, sein unmittelbares Schlafbedürfnis zeigt und die folgende Nacht leidlich gut und ohne unruhige Träume schläft, der hat sich nicht übernommen. Bei der Nervosität, Neurasthenie und ähnlichen Leiden darf das Radfahren nur dann in Anwendung gebracht werden, wenn die Krankheitsformen leichten Grades sind; überhaupt hat man das Radfahren als Heilmittel überschätzt. Geringere wirkt es vorzüglich bei Kurern zur Entfettung und zur Gewichtsabnahme. —

Aus dem Thierreich.

t. Die letzte Brutstätte eines aussterbenden Vogels. Der Niesen-All, fälschlich oft auch als Pinguin bezeichnet und mit dem diesen Namen zu recht tragenden antarktischen Vogel verwechselt, gilt im wesentlichen als ausgestorben. Am häufigsten ist er wohl vor einigen Jahrhunderten auf den Inseln Island und Neu-Zumland gewesen, und besonders auf ersterer Insel legen noch heute einige Ortsnamen Zeugniß von der ehemaligen Bedeutung des sonderbaren Vogels ab. Gelegentlich sind auch noch in diesem Jahrhundert einige lebende oder tote Exemplare des Niesen-All erbeutet worden, jedoch ist man von den Zeiten, wo der Vogel den Isländern und Grönländern einen wesentlichen Beitrag zu ihren Fleischspeisen lieferte, weit entfernt, und ein Balg wird heute beinahe mit Gold aufgetwogen. Wohl niemand unter den lebenden Forschern hat sich mit der Geschichte dieses jedenfalls fast ausgestorbenen Thieres eingehender beschäftigt als der englische Professor Newton, und sein Hauptaugenmerk war seit Jahren auf die Orkney-Inseln gerichtet. Schon 1888 war die kleine Klippe, die den genannten Inseln im Osten vorgelagert ist, von Dudley untersucht worden und hatte die Vermuthung erweckt, daß hier der letzte Brutplatz des Niesen-All bestünde, später wurde jedoch geltend gemacht, daß auch auf diesem Felsenlande keine Stelle für einen solchen Vogel ganz geeignet wäre. Jetzt hat Newton einen solchen Platz ausfindig gemacht, und er hält es für zweifellos, daß der Holm gegenwärtig die einzige Stätte sei, auf die der Vogel sich noch zurückgezogen haben könne. Allerdings dürften nur noch sehr wenige Exemplare am Leben sein, daß das Thier aber nicht ganz ausgestorben ist, hat die Erbeutung zweier Bälge vor wenigen Jahren erwiesen. Von dem Niesen-All sollen gegenwärtig noch folgende Ueberreste in Museen vorhanden sein: 80 bis 82 Bälge, 23 oder 24 Gerippe, 862 bis 874 lose Knochen, 2 bis 3 physiologische Präparate und 71 bis 72 Eier. Vielleicht gelingt es jetzt, den überaus seltenen Vogel noch einmal aufzuspüren. —

Technisches.

b. Von einem neuen Fortschritt im Beleuchtungswesen berichtet die Zeitschr. f. Vel. Bei den Gasglühbirnen wirken die Glühstrümpfe beinahe ähnlich wie Zuggylinder: die innerhalb des Strumpfes aufsteigende Flamme saugt Luft von außen durch die Maschen des Strumpfes an. Bisher ist nun der Strumpf stets aus einem Gewebe gemacht worden, dessen Maschen überall gleich eng sind, und da sein Durchmesser nach oben

zu abnimmt, wodurch die Geschwindigkeit der in ihm hochsteigenden Gase beschleunigt wird, so saugen sie im Verhältniß zu ihrer wachsenden Geschwindigkeit nicht genügend Luft von außen an. Es zeigt sich das darin, daß die Leuchtstärke des Strumpfes von unten nach oben zu abnimmt.

Dieser Nachtheil wird durch verbesserte Glühstrümpfe, die kürzlich auf dem Londoner Markt erschienen, vermieden. Eine Sorte zeigt neben den Maschen des Gewebes noch besondere in parallelen Kreisen angeordnete Sauglöcher, deren Abstand nach oben zu geringer wird, während ihr Durchmesser größer wird. Bei einer anderen Sorte werden die Maschen selbst von unten nach oben zu allmählig weiter. Je weiter die Gase nach oben steigen, desto mehr Luft saugen sie bei diesen Strümpfen an, und zwar so viel, daß ihrer zunehmenden Geschwindigkeit entsprechend die Verbrennung überall gleich vollständig ist und alle Theile des Strumpfes gleich hell erglühen. —

Humoristisches.

— Immer im Geschäft. Kunde: „Ein prächtiger Junge, Ihr Papi!... Schade, daß er so krumme Beine hat.“
Schneidermeister: „Ach — das verbügelt sich!“ —

— Im Delikatessengeschäft. „Geben Sie mir e Päckchen Kautabak!“
„Bedauere, führen wir nicht!“
„Was, den führen Sie nicht?! E schönes Delikatessgeschäft!“ —

— Im Zweifel. Alterthumsforscher: „Merkwürdig, merkwürdig, wie doch die Zahlen immer mehr meinem alten Kopf entschlüpfen! Jetzt weiß ich wirklich nicht: ist heute mein Geburtstag oder mein Sterbetag?“ —
(„Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

y. Das diesjährige Ergebniß des deutschen Heringsfangens auf hoher See ist sehr günstig. Im ganzen wurden von 85 Loggern und 5 Dampfern 128 768 Tonnen (Seepadung) eingebracht. Im Jahre 1897 verzeichneten 81 Logger einen Fang von 67 662 Tonnen. 1872 betrug der Fang von 6 Fahrzeugen 3785, und noch 1890 von 17 Fahrzeugen 12 126 Tonnen. —

— Eine Lehrerin in Sprottan stellte ihren Schülerinnen die Aufgabe, 120 von 3 487 332 so oft abzuziehen, bis die Differenz kleiner ist als 120. Das giebt nicht weniger als 29 061 Subtraktions-egempe! —

— Der Stadt Köln ist eine Sammlung von 26 Gemälden alter niederländischer Meister geschenkt worden. Ihr Werth wird auf 75—100 000 M. geschätzt. Die Stadt hat die Schenkung angenommen. —

— In Neckarau (Baden) ertränkte sich ein dreizehn-jähriger Junge im Rhein. —

— In Oesterreich werden durchsichtige Spiegel in den Handel gebracht. Sie sind bei oberflächlicher Betrachtung von anderen nicht zu unterscheiden, haben aber die Eigenschaft, daß sie es den rückwärts derselben befindlichen Personen ermöglichen, alle Vorgänge vor der Spiegelfläche auf das genaueste zu beobachten, ohne von dem Beschauer bemerkt zu werden. Sie haben weiter den Vortheil, daß sie auch eine ungewöhnliche Durchlässigkeit des Außenlichts ermöglichen, also thatsächlich transparent sind. —

— Bei dem Preisanschreiben der „Bage“ — 4000 Kronen für das Textbuch zu einem Ballett, das Johann Strauß komponiren will — waren 718 Texte eingelaufen. Für die engere Auswahl wurden von der Jury 25 Bücher ausgeschieden; drei von diesen wurden dem Komponisten vorgeschlagen, der sich für den Text zu einem Ballett „Aschenbrödel“ von Jakob Kollmann entschied. —

— Ein von Wien kommender Personenzug wurde bei Neuhäusel infolge falscher Weichenstellung von einem Maschinenzug angefahren. Zwei Passagiere erlitten schwere, dreizehn leichte Verletzungen. —

— Bei der Wahl eines „Fürsten der Prosa“, die auf Veranlassung eines französischen Blattes von Schriftstellern und Literaturfreunden vorgenommen wurde, erhielten von 552 abgegebenen Stimmen Emile Zola 2357, Anatol France 1723 Stimmen. —

c. e. Die weiblichen Aerzte in Rußland sollen, nach dem Beschluß einer Kommission des „Ministeriums der Volksaufklärung“, den männlichen in allen Rechten gleichgestellt werden. —

— In Plymouth lief der Dampfer „Golconda“ ein und meldete, daß er einen leicht an der West-Extranten an Bord habe. Der Kranke wurde im Schiffshospital an Bord belassen. —

— Eine 60jährige Frau in Percy (Ver. Staaten) ist angeklagt, die sechs Ehemänner, die sie gehabt hat, ermordet zu haben. Die Leichen der beiden letzten wurden ausgegraben und obduzirt. Bei beiden war die Leber so mit Arsenik angefüllt, daß sie vollständig erhalten war. —